

(Nachdruck verboten.)

84]

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Lenz wischte sich über die Stirne; der Schweiß stand ihm darauf. Herrgott! Wenn er's überdachte, — das konnte ja gar nicht sein, daß ihn der Vater wegen der hinausjagte, und alle Leute müßten auf seiner Seite stehen und es dem Alten sagen, was es für ein Unrecht sei.

Vielleicht, wenn er selber mit ihm reden würde, ganz ruhig, und würde es ihm vor Augen stellen, daß es die Jahre her nie etwas gebraucht hätte zwischen ihnen, und daß die Mutter verstorben sei im festen Glauben, daß ihr Sohn einmal das Sach in Händen haben werde, und daß jetzt eine fremde Person ihm Lügen erzähle, dann müßte doch der Vater auf das Rechte kommen.

Und das sollte nun gleich sein und nicht aufgeschoben werden, denn der Zustand war nicht mehr zum aushalten. Wie ein Knecht herumstehen, dem man das Davonjagen angetragen hat, und der nicht weiß, ob es noch der Mühe wert tut, eine neue Arbeit anzufangen, das war das aller-schlechteste.

Dem Lenz war sonderbar zumut, wie er sich auf den schweren Weg machte. Es war ihm, als sei er über Nacht fremd geworden daheim, als gingen ihn die altvertrauten Dinge, die er um sich herum sah, nichts mehr an, oder als müßte er von neuem ein Recht darauf suchen.

Zögernd trat er ins Haus. Im Flöz stand Benzi vor einem offenen Schranke und kramte in der Wäsche herum. Oft hatte Lenz seiner Mutter zugeschaut, wenn sie die sauber gewickelten Leinwandrollen umschichtete oder ein weißes Rinnen zusammensetzte und mit der Hand sorgsam glättete; und von klein auf hatte er Respekt gehabt vor diesem buntbemalten Kasten, über den die Mutter eiferjüchtig wachte.

Jetzt langte das Weibsbild mit frechen Händen hinein und warf die alte Ordnung über den Haufen.

Er gab ihm seinen Gruß nicht zurück, und wie es fragte, ob er zum Vater hinein wolle, hörte er nicht und ging ohne Antwort in die Stube.

Da setzte er sich an den Tisch und überlegte sich, wie er am besten seine Rede anfangen könne.

Wenn der Alte im Stuhl sitzen würde, ihm gegenüber, und er würde dann sagen: „Schau, Bata, des sell hat jetzt foan Werth gar it, daß mir da aufanand häßlich san. Also, net wahr? Jetzt hamn ma so lang mitanand g'haust, und z'weg'n wos soll'n denn nacha mir auf oamal z'kriagt sei? I thua mei Sach', und du werscht g'wis it sag'n kinna, daß i net gern arbet, und du muasht it sogn, daß mir d' Buzg aufhängt vo lauta Gier nach 'n Sach. Daß i gern auf 'n Hof kam, dös sell is amal g'wis, und weil mi aa gar nia was anderstz g'wisht hot, und weil dös aa da Brauch is, daß mi 's Sach' vo de Eltern kriagt, und hot mi aa seine bescht'n Zohr' dahoam zuag'fekt, durch dös, daß ma 's gar it anderst g'moant hot, aba desweg'n is durchaus it da Fall, daß i di mit G'walt weg hamn möcht', oda daß i dir dei G'fundheit it vagunn, und bal's du wos fogscht, nacha muasht dir dös wer anderna ei'g'red't hamn, und dös is amal frech g'log'n von dera Herrgottfaggerament . . .“

Lenz redete immer lauter in seiner Erregung und schlug mit der Hand auf den Tisch.

Da hörte er in der Nebenkammer husten und räuspern und gleich darauf den Vater rufen:

„Wer red't denn da drauß?“

„I bin 's, Bata.“

„Mit wem streit'st denn?“

„I ho g'rad a so für mi hi' g'redt.“

„So? Sag' der andern, sie soll an Kaffee in d' Stub'n bringa.“

„I hätt' nacha aa mit dir wos z' red'n.“

„Wos denn?“

„Iweg'n da Arbet, und a so halt.“

„Do bin i gar it aufg'legt dazua; dös fogscht d' ma spata.“

„Wann nacha?“

„Dös wer'n ma scho sehg'n; aba jetzt laß mir mei Ruah!“

„Sollt' i in a Stund wieda kemma?“

„Na, sog i. Du werst scho wart'n kinna!“

Mit der Rede war es vorläufig nichts, und Lenz ging verdrossen aus der Stube.

Er sah Benzi in der Küche arbeiten und sagte, so grob er's heraus brachte, zur halbgeöffneten Türe hinein:

„An Kaffee sollstcht d' eahm bringa!“

Das Frauenzimmer war in seiner wichtigen Stellung mitteilksam geworden und rumorte mit der ungewohnten Arbeit mehr im Hause herum, als gerade notwendig war. Und jetzt wollte es auch arglos sich vor dem Sohn ein wenig prahlen und geschäftig zeigen.

„Fogscht d' an Bata aufg'weckt? Dös hättst it thoa soll'n.“

„Hätt' i di frag'n müas'n?“

„Na, aba weil a halt gar so spat hoam kemma is, und i ho scho a weng Angst g'habt, daß a si wos tho hot, weil a no im Bagl drauß g'schlafa hot, und i hon an aa so lang it g'hört, bis da Christl nacha aufi is . . .“

Lenz unterbrach die gesprächige Person, die er mit zugekniffenen Augen feindselig ansah.

„Du! Gel, du bild'st da wos ei? Aba dös is no lang it da Fall! Wastest d' mi?“

Rein, die Benzi verstand ihn und seinen Satz wirklich nicht.

„Wos that i mir ei'bild'n?“

„Dös, was nia werd. Gar nia! Für dös steh da'r i guat, du Schlamp'n, du vadächtiga!“

Und da war er weg und ließ das Weibsbild in wirklicher Traurigkeit zurück; denn es schmerzt, mit einem friedfertigen Sinn und der allerbesten Meinung einen solchen Schlag auf den Kopf zu kriegen. Man grübelt darüber nach, und weil man keinen Grund zu dieser besonderen Roheit finden kann, glaubt man bald an die Schlechtigkeit der Welt oder daran, daß man sterbensverlassen der Gegenstand des allgemeinen Unwillens ist. Und hernach steht das hilflose Weibsbild mit tränenden Augen am Herd und wischt sich mit ruhigen Fingern übers Maul und schaut aus wie ein Hausen Unglück.

„Wos feit denn dir?“ fragte der Schormayer, wie ihm Benzi mit stillen Schmerz den Kaffee hinstellte.

„Nix,“ sagte sie.

„Weg'n nix werst d' na do it trenz'n (weinen)?“

„Ni feit nix.“

„Wo mir aus! I brauch 's it z' wiss'n.“

Sie zog die Türe still hinter sich zu; und in dem Gefühl, das unschuldige Opfer einer ganz abscheulichen Grobheit gewesen zu sein, tröstete sie sich nach und nach.

Der Schormayer löffelte im dumpfen Bewußtsein, daß hier wieder einmal eine Ursache zum Aerger vorhanden sein könnte, seinen Kaffee aus.

„Der werd all Tag besa,“ sagte er vor sich hin, „mit alle Leut is er saugrob, und mir schneid't er a G'sicht hi' wie neun Tag Reg'ntvetta. An Hansgirgl hat a vatrieb'n, de ander trenzt im Haus umanand, und nacha wer i dro'kemma. Bal's d' di no it schneid'st, du Grobian, du haglbuahana!“

Wenn es einmal so weit ist, daß sich zwei Leute, die zueinander gehören, nicht mehr verstehen, dann helfen die besten Meinungen nichts. Lenz hatte mit sich selber eine große Erbarmnis, daß ihm sein anerkennenswerter Versuch so gleich mißlungen war, und in der dummen Geschäftigkeit der Benzi sah er nichts als wohl angelegte Boshaftigkeit.

Und da er seinen Charakter behaupten und keine Arbeit angreifen wollte vor der Unterredung mit dem Alten, ging er am frühen Vormittag ins Wirtshaus. Als einziger Gast an diesem föhnwarmen Werktag, der jeden Pflug auf den Acker rief, erregte er das gerechte Aufsehen der Wirtin, und sie setzte sich mit einem dicken Knäuel Wolle neben ihn und hub ein Stricken und Fragen an, daß es dem verdrossenen Menschen zu eng in seiner Haut ward. Er gab mürrische Antworten, und gab keine Antworten; aber das war für die kluge Frau erst der rechte Ansporn, von allen Seiten und hinter herum anzugreifen, denn das war doch einmal nicht natürlich, daß der Schormayer Lenz nach der gestrigen Hoch-

zeit mit einem solchen Gesicht herumging; und da war irgend etwas geschehen, was sich aus einer halben Antwort auf drei Fragen am Ende schon erraten ließ.

Außerdem war ja die Untermittin nicht gerade auf den Kopf gefallen, hatte auch schon einiges läuten hören und wußte deswegen, wo sie das Brett lupfen mußte, um auf den Boden zu sehen.

Nach einigen Stunden wußte sie ungefähr, wie der Lenz über die Verhältnisse daheim gesonnen war, und wußte gewiß, daß er acht Halbe abgestandenes Bier getrunken hatte.

Beim Schormayer daheim war die Stimmung auch nicht viel schöner. Als er sah, daß die Pferde mühsig im Stall standen, wurde er verdrießlich; und wie der Christl heimkam und sagte, daß weiter nichts angeschafft sei für den Tag, merkte er gut, daß ihm der Lenz trocken wolle. Beim Mittagessen wollte er ihn schon zur Rede stellen, ob das eine Manier sei, am schönsten Tag alles liegen und stehen zu lassen; aber der Lenz blieb aus, und der Schormayer mußte seinen Kummer aufsparen.

Es kam auch gleich ein neuer hinzu, wie er seine Kommandogewalt ausübte und dem Christl befahl, noch diesen selbigen Nachmittag nach dem Scharrwinkel auszurücken und frischweg drauf los zu adern. Ja, das ging nicht! Der eine Pflug sei noch beim Schmied, und bei dem andern müsse auch erst das Streichbrett gerichtet werden.

Kreuzteufel! Ob da keine Zeit dazu gewesen wäre, den ganzen Winter? Und jetzt, wo jeder Nachbar auf dem Feld sei, dächte man erst daran, das Zeug herzurichten?

Es war gut, daß der Schormayer wieder einmal selber zum Rechten schaute, und er machte sich auch gleich auf den Weg in die Schmiede. Bei der ersten Straßenbiegung wäre er beinahe an seinen Sohn hingerumpelt, der im eifrigen Selbstgespräch um die Ecke kam.

Oha!

Der Lenz schaute seinem Vater, der an ihm vorbeiging, verblüfft nach und richtete erst einmal seine Gedanken auf, die ein wenig übers Kreuz stolperten. Dann lief er dem Alten nach und pfiff ihm.

(Fortsetzung folgt.)

18]

Lügen.

Von Gustaf Janson

Die Erkundungspatrouille zog sich rasch zurück. Sie hatte ihre Aufgabe gelöst und das Vorhandensein des Feindes in kurzer Entfernung von den italienischen Vorposten konstatiert. Leutnant Carello stützte sich schwer auf Pietro, ein Mann ging ihm an der linken Seite, zwei andere trugen den toten Benedetti auf ihren Gewehren. Bisweilen schleppten die Hände, bisweilen die Füße des Leichnams im Sand. Die Leute warfen rasche Blicke zurück. Nichts ließ darauf schließen, daß sie von der türkischen Patrouille verfolgt wurden, die größere Abteilung auf der Ebene war zu weit fort, von der hatten sie nichts zu befürchten.

„Glaubt Ihr, daß sie es verstanden haben, sich aus dem Spiel zu ziehen?“ fragte der Leutnant mühsam. Es stierte ihm vor den Augen, und er ging manöval, als wenn er in der Luft schwebte. Aber er begann seine Schwäche. Die Verantwortung für die Untergebenen schenkte ihm die Kraft, auszuhalten. „Glaubt ihr, daß sie entkommen sind?“ Er dachte an den Korporal und die beiden anderen, die er mit den Signalflaggen am Ende des Hohlweges zurückgelassen.

Pietro hörte ihn nicht. Er ging mit zurückgeworfenem Kopf, den Blick unermüdet nach oben gerichtet. Seine Züge waren regungslos, wie versteinert, und der Ausdruck in seinem Gesicht gleich dem eines Nachtwandlers. Aber sein Gehirn arbeitete klar und logisch.

„Ja, gewiß,“ sagte er leise zu sich selber. „Die Sache ist ganz einfach und natürlich. Nussuf Hali ist ja früher Soldat gewesen. In Kleinasien gab es nichts mehr für ihn zu tun — ebensowenig wie für mich. Er fuhr hierher . . . gerade wie ich. Und wir schossen aufeinander, alles ist einfach und natürlich.“

Leutnant Carello warf einen Blick auf den Soldaten an seiner Seite. Die steife Haltung und das unverwandte Stieren der Augen machten ihn besorgt.

„Ob sich wohl der Korporal und die beiden anderen aus dem Spiele gezogen haben?“ murmelte er. Ein leichtes Fieber machte seine Gedanken unklar, und er klammerte sich krampfhaft an Pietros Arm.

„Oh, was ich hungrig bin,“ stöhnte Napagnotti hinter ihnen.

Die kurze Dämmerung brach an.

„Der Hohlweg!“ rief Zirilli und zeigte nach rechts.

Der Leutnant raffte sich auf und blinzelte einige Male, als wollte er den Nebel verteilen, in dem er ging. Ach so, sie waren

gerade nach Norden gegangen, statt nach Nordost. Er führte Pietro zur Seite, und der folgte wie ein Tier, das dem Jügel gehorcht. Leutnant Carello schüttelte den Kopf. „Was war in den Menschen gefahren, was war mit ihm los?“

Sie erreichten den Hohlweg. Wenn der Leutnant in dem schwachen Licht den Abstand richtig beurteilte, waren sie höchstens noch hundert Schritte von den Vorposten entfernt. Die Soldaten glitten lärmend den Abhang hinab. Alle empfanden ein Gefühl der Sicherheit. Hier lauerten ihnen keine Türken auf.

„Heilige Madonna, was bin ich hungrig!“ seufzte Napagnotti. Die Patrouille marschierte vorwärts, alle Vorsicht war vergessen. Zirilli summete einen Gassenhauer. Unten im Hohlweg war es stockfinstern.

Plötzlich ertönte ein Stück weiter vor eine Stimme. Sie rief irgend etwas . . . was war das? Instinktiv drängten sich die Soldaten dichter aneinander und versuchten, die Dunkelheit mit ihren Blicken zu durchdringen.

„Was ist los?“ fragte Leutnant Carello matt. Er war eine Weile mit geschlossenen Augen und hängendem Kopf gegangen. „Was . . . Fontanara . . .?“

Ein Schuß, dem alsbald zwei andere folgten, blühte vor ihnen auf. Unmittelbar hinterher tönten die Knalle.

„Alles einfach und natürlich,“ murmelte Pietro und fiel der Länge nach vornüber. Den Leutnant zog er mit sich im Fall.

„Einfach und natürlich,“ sagte Pietro leise, indem er die Augen aufschlug. Er ließ den Blick durch das kleine, weißgelakte Zimmer laufen, schloß überanstrengt die Augen und sah wieder auf. Ja, alles, was geschehen war, war einfach und natürlich. Ein Soldat hatte vor sich einige undeutliche Schatten auftauchen sehen. Die Finsternis, das Schweigen und die Töne, die darin geboren wurden, hatten ihn nervös gemacht. Er hielt ein geladenes Gewehr in der Hand, wußte, es war seine Pflicht, es abzuschießen, sobald er etwas Verdächtiges bemerkte. Er hatte sich doch noch der übersflüssigen Mühe unterzogen, den Kommenden etwas zuzurufen. Die hörten die Worte, verstanden sie aber nicht, und da keine Antwort kam, schoß der Soldat. Die Gewehre zweier Kameraden neben ihm brannten ab, ohne daß die beiden wußten, wie es zuging. Eine Kugel bahnte sich einen Weg durch Pietros Leib, wenige Millimeter über seinem Herzen. „Alles einfach und natürlich,“ sagte Pietro wiederum.

Er lächelte matt und dachte an Doktor Del Ponte, einen Universitätskameraden, den er in zehn Jahren nicht gesehen, aber ganz unerwartet jetzt hier getroffen hatte. Dank Del Ponte hatte man ihn in ein eigenes Zimmer gebettet.

„Schlecht daran,“ hatte der Doktor den Sanitäts Soldaten zugestimmt, die sich wunderten, daß ein Gemeiner eine solche Rücksichtnahme genoss, und ihren Vorgesetzten mit großen Augen betrachteten.

Pietro lag also in einem eisernen Bett mit verhältnismäßig reinen Laken und einer Wolldecke, an deren unteren Rande Spuren von dem Erbrechen seines Vorgängers am Plafond festgetrocknet waren.

„Versuch' zu schlafen!“ nickte Del Ponte. „Du hast es nötig.“

Pietro sah mühsam zu dem früheren Universitätskameraden auf und schloß wieder die Augen. Er meinte durch einen unendlichen leeren Raum zu sinken. Auf dem Rücken ausgestreckt fiel er durch den Weltenraum. Bisweilen ging die Fahrt mit rasender Eile, zeitweise schwebte er langsam nieder oder lag regungslos in dem leeren Nichts. Dann begann wieder der schwindelnde Fall, neue Weltenräume taten sich auf, an Sonnen und Sternen vorbei glitt er in die Tiefe. Auf einmal verlor er sich selbst, war nicht mehr da. Er hatte das Bewußtsein verloren.

Als Pietro aus seinem dumpfen Schlaf erwachte, war er ruhig. Solange er regungslos still lag, empfand er ein wärmenbes Wohlbehagen. Aber wenn er nur einen Finger rührte, fühlte er ein stehendes Brennen in der linken Seite der Brust. Ach so . . . sogar, daß ihn die Kugel eines Landmanns niedergestreckt, war einfach und natürlich. Er sah ein, daß er von Rechts wegen jetzt nicht denken sollte. Eine Weile glückte es ihm auch, sich dessen zu enthalten. Die Augen irrten über die gelakten Wände und blieben an dem Tisch mit der Medizinflasche und dem Wasserglas hängen. Er hob die Hand. Es tat weh in der Brust und er ließ sie wieder sinken.

„Nicht denken,“ sagte er und horchte nach Geräuschen. Auf der anderen Seite der Tür, draußen im Korridor, ließen sich schleppende Schritte in Stiefeln und das leichte Aufstoßen eines Stokkes oder einer Krücke auf die Steinfliesen hören. „Ein Verwundeter, der in der Besserung ist,“ murmelte er. „Nein, nicht denken, nicht . . .“ Unter ihm, oder vielleicht war es nebenan, stöhnte es leise. Er strengte sich an, um besser hören zu können. „Wieder ein Verwundeter, einer . . . nein, nein, nicht denken!“

In seine Augen kam ein unruhig fragender Ausdruck. Sein ganzes Wesen ging im Dörchen auf. „Das ist ein Sterbender,“ sagte er leise. Und plötzlich meinte er überall Jammer und Stöhnen zu hören. Unter ihm krochen die unheimlichen Töne durch den Fußboden herauf, an den Seiten drängten sie sich durch die Wände, die Zimmerdecke ließ sie herunterrieseln. Das ganze Gebäude war vom Keller bis zum Boden voll von Jammer und Klagen. Das Fundament bebte, die Mauern vibrierten davon. Der Schrecken, all die Pein und Qual, die hier in diesen Wänden durchgelitten waren und sich jeden Tag erneuerten, füllten das Zimmer, waren

hier ein Bestandteil der Luft. Die Schmerzen der Verwundeten, die Verzweiflung der Verstümmelten, die Angst der Sterbenden vor dem Unumgänglichen, all das stürzte auf ihn nieder, schlug wie Wellen über seinem Kopf zusammen. Und jetzt sah er auch. In den vier Ecken des Zimmers siderte ein harter Blutstrom nieder, tropfte auf den Boden, breitete sich über ihn aus. Er schwoh langsam an, wie eine steigende Flut, nach einer Weile würde er das Bett erreicht haben . . .

„Del Ponte . . . Del Ponte! Hilfe!“

Ein Krankenwärter hiehte den Kopf zur Tür hinein und startete einige Sekunden den Patienten an. Dann zog er sich wieder zurück.

Pietro seufzte erleichtert. Ein Glück, daß der Wärter die Tür aufgelassen hatte. Jetzt floß Blut in den Korridor hinaus. Er wollte nicht in Blut ertrinken.

Doktor Del Ponte trat herein und machte die Tür hinter sich zu.

„Buon giorno, Fontanara!“ Er drückte die Hand des Verwundeten und fühlte ihm gleichzeitig den Puls.

„Nutt, daß Du kommst, Del Ponte,“ sagte Pietro. „Mir ist jetzt viel besser, und ich möchte mit Dir reden.“

Der Arzt lächelte eigentümlich.

„Ich möchte Dir raten, still zu sein,“ sagte er freundlich.

„Ich bin viel besser, sag ich Dir, ja.“ Pietro sah ihn streng an. „Und ich will reden. Das Stillschweigen erstickt mich.“ Er holte tief Atem.

Del Ponte zuckte die Schultern. Sah er recht, war es einerlei, ob der alte Studientamerad, den er hier so unerwartet wiedergefunden, redete oder schwieg.

„Jetzt weiß ich es!“ sagte Pietro mit klangvoller Stimme.

Der Arzt sah ihn überrascht an. Es lag Ueberrumpelt und Jubel in der festen Stimme. Die unerschütterliche Ueberzeugung eines Mannes sprach daraus, aber auch noch etwas mehr, etwas, über das sich der Zuhörer noch nicht im reinen war, als Pietro fortfuhr:

„Es ist Lüge . . . alles . . . alles. Ich ging als Freiwilliger mit, nicht um zu kämpfen, sondern um die Wahrheit zu suchen. Ich fand die Lüge. Alles am Krieg ist unauf löslich mit der Lüge verknüpft. Die zwei gehören zusammen, sie sind eins wie Leib und Seele. Der Leib ist der Krieg, die Seele ist die Lüge. Ohne diese könnte jener nicht existieren. Leib und Seele, Krieg und Lüge, da hast Du die Definition.“

Mit klaren Augen sah Pietro Del Ponte an, der am Bettende lehnte und ihn interessiert betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Anangenehme Parfüme.

Bekanntlich sind manche Tiere mit einem Apparat ausgestattet, der eine übelriechende Feuchtigkeit absondert und so eingerichtet ist, daß diese Substanz nach Belieben, in der Regel zum Zwecke der Verteidigung, entleert werden kann. Von der großen Schar der Insekten sind die meisten Wanzen schon ihres abscheulichen Geruchs wegen widerliche Geschöpfe. Dieser Geruch, das Erzeugnis einer Drüse, die im Brustkasten liegt, haftet mit außerordentlicher Beständigkeit den Gegenständen an. Aber auch viele Käfer besitzen ihn, so namentlich die sogenannten Totenkäfer (Blaps), die unangenehm moderartig duften und beim Berühren einen eigentümlichen scharfen Saft absondern, der wohl als Ursache dieses Geruchs anzusehen ist; selbst unter den schmutzigen Laufkäfern gibt es übelriechende Arten. Unter den Reptilien und Amphibien ist die Reihe derer, die in keinem guten Geruch stehen, schon größer. Das Stinktier der Schlangenwelt ist aber die Ringelnatter. Der Stinkstoff ist eine gelbliche Flüssigkeit, die in zwei Kanälen des hinteren Körperendes lagern und deren Mündung sich gegen die Darmrichtung hin richtet. Die Flüssigkeit wird von dem Tier, wenn es hochast oder ängstlich ist, herausgedrückt. Sie riecht stark nach Knoblauch, nur noch unangenehmer. Selbst im Freien macht sich der Geruch weithin bemerkbar und verrät die Anwesenheit von Ringelnattern, die aus irgendeinem Grunde für gut befunden haben, Säreden um sich her zu verbreiten. Selbst im Winter versagt dieses Verteidigungsmittel nicht. Der von der Ringelnatter ausgeschiedene Saft haftet tagelang mit seinem süßlichen Geruch an den Kleidern, weicht selbst dem Abwaschen nicht und ist in stande, ganze Zimmer zu verpesten.

Was den gleichfalls anrüchigen Wiedehopf anlangt, so stinkt dieser selbst eigentlich nicht, sondern nur die Bruthöhle, weil die unsauberen Eltern die Exkremente der Brut nicht entfernen. Die Jungen stinken selbstverständlich am meisten; die Alten geben ihnen zuletzt wenig nach, und erst viele Wochen nach dem Ausfliegen verlieren die einen wie die anderen den ihnen anhängenden Gestank. Es wird zwar auch behauptet, der widerliche Geruch sei in einer Drüsenabsonderung zu suchen, die in einer unbekanntem Weise für den Vogel wohlthätig sei.

Die Säugetiere haben in den Musteliden eine wahre Stänkerfamilie. Unser gemeiner Zitis z. B. entwickelt in den Afterdrüsen eine so unangenehm riechende Flüssigkeit, daß der Volksmund das Tier einfach Stänker nennt. Zu weit höherem Maße kommt diese Bezeichnung seinen Verwandten in Amerika und auf Java zu. Die amerikanischen Stinktiere (Mophtis) produzieren

in ihren Afterdrüsen eine über alle Beschreibung stinkende Flüssigkeit, die sie mehrere Meter weit ihren Feinden entgegenzuiprigen vermögen, die auf Viertelstunden Weges zu spüren ist, monatelang in den Kleidern haftet und Hunde fast toll macht.

Wie in der Tierwelt, gibt es aber auch bei den Pflanzen Stänker, obgleich im allgemeinen hier mehr Wohlgerüche, dort mehr Mißgerüche vorkommen. Wir nennen hier zunächst die in den Wäldern Sumatras entdeckte Rafflesia oder Niesenblume, die einen aasartigen Geruch besitzt und deren 15—18 Zentimeter im Durchmesser haltende Blüte einem halbgeöffneten Kohlkopf mit ziegelroten Blättern gleicht. Der stark abstringierenden Eigenschaften wegen dient die Pflanze in ihrem Vaterlande nicht nur als Heilmittel, sondern wird von den Javanen als ein geheimnisvolles, mit Wunderkräften ausgestattetetes Wesen verehrt. Auf den langen kriechenden Wurzeln der Pflanze erheben sich reihenweise rauhe Knospen, etwa von der Größe einer Haselnuß; allmählich schwellen sie an, erst zur Größe einer Wallnuß, dann eines Apfels, zuletzt eines Kohlkopfes. Durch eine rauhe Hülle bricht bald die braune Blüte, erst übereinander gelegt wie die Blätter des Kohls, endlich zur riesigen Blume geöffnet — sie ist neben der Viktoria die größte Blume der Welt — deren dicke, fleischige und fleischfarbene Blätter einem widerlichen Leichengeruch verbreiten und schnell vergehen. Die als Aasblumen (Aristolochien, Stapalien, Valanophoreen) bekannten Gewächse des Kaplandes, Mexikos und Südamerikas weiseisern mit der Rafflesia in der Eigenschaft des üblen Geruchs und Loden, wie jene, Schwärme von allerhand Insekten herbei, denen die Kadaverausdünfte als Wegweiser zur Eiablage dienen. Wie denn von den Geruchsorganen vieler Tiere überhaupt zahlreiche Gewächse beborgung werden, die wir als stinkend befinden. Schnecken, Fliegenmaden und Käferlarven verzehren Mistpilze und andere elckhafte Schwämme als Delikatessen. Ragen haben für Baldrian, freilich auch für das sogenannte Ragenkraut (Teuorium marum) eine solche Vorliebe, daß sie sich auf ihm, wie auf Ragenminze und Baldrianwurzel so lange umher wälzen, als noch ein Stümpfen übrig ist. Auch von dem Bären erzählt man sich ähnliche Liebhabereien und eine Lauchart (Allium ursinum), die z. B. früher das Leipziger Rosental verpestete, hat davon ihren Namen „Bärenlauch“ erhalten. Die Fällenssteller bedienen sich mancherlei Wurzelswerk, um die Jagdtiere in Fallen zu loden, und Taubenliebhaber wissen, daß sie ihren Pfleglingen den Aufenthalt im Schloß durch wohlriechende Substanzen angenehm machen können. Die stinkende Hundszunge (Cynoglossum officinale) unserer Flora ist mehrfach als Mittel zur Vertreibung der Ratten vorge schlagen worden. Hundetresse (Lepidium ruderals), Hundskamille, Stachafel, Sadebaum, mehrere unserer Waldsamen und die sogenannten Totenblumen sind wegen ihres fatalen Geruches allgemein bekannt. Der Volkswitz hat einige davon mit entehrenden Namen gebrandmarkt. Bei dem javanischen Stinkholz und einem Verwandten des Melonenbaumes (Carica digitata), der auf der Landenge von Panama zu Hause ist, steigert sich der Uebelgeruch sogar bis zum Unanständigen und Unansprechlichen. Von letzterem Baum behaupten die sonst nicht gerade ellen Indianer, daß er durch seine Blüten die Luft vergifte und lebensgefährlich werde. Von dem Stinkharz, das in den persischen Steppen von einem Doldengewächs (Narthex Asa foetida, jetzt Ferola scorodosma) gewonnen wird, erzählt der alte Kämpfer, der Geruch sei so abscheulich und stark, daß die Karawanen, die diese Kräuter transportieren, nicht in die Städte hineindüfen, sondern außen vor den Toren lagern müssen. Damit im Widerspruch stehen freilich die Mitteilungen anderer Reisender: nämlich, daß man in der Heimat jener Pflanze mit dem Harze nicht selten die Speisegeschirre ausreibe, um den Gerichten einen knoblauchartigen Geschmack zu verleihen. Uebrigens dient der Mand noch jetzt als frampfstillendes, auflösendes, wurmwidriges, säuretilgendes und blähungtreibendes Heilmittel.

Selbst unter den so schön blühenden Orchideen unserer Heimat finden sich einige, die durch ihren Geruch eine unangenehme Zugabe erhalten haben. Die bleiche Orchis (Orchis pallens) erinnert lebhaft an Ragen, die grün, braun und purpurn gefleckte Wanzenorchi (O. coriophora) ist schon durch ihren Namen bezeichnet, und die interessante Niemenzunge (Himantoglossom hioocinno) duftet wie ein Ziegenbock.

Von den Pilzen ist der Giftschwamm, auch Hexenei und Teufelsei genannt (Phallus impudicus) zu nennen, der nach Gewitterregen auf sandigem oder lehmigem Boden reich aufsteht. Anfangs gleicht er einem weißen Ei, dann zerreiht er die weiße Hülle oberhalb, oft unter lautem Knall, wächst schnell und wird 10—16 Zentimeter hoch; der Stiel ist an der Spitze durchbohrt und trägt die glodenförmig herabhängende schleimige Gleba von braungrüner Farbe und runzelig-aderiger Beschaffenheit. Jung ist der Pilz geruchlos; in dem Augenblick aber, wo die äußere Hülle platzt, und den Schleim fließen läßt, verbreitet er einen ungemünwidrigen, leichenartigen Geruch, der sich weit um den Pilz verbreitet. Der Hausschwamm oder Tränenschwamm (Merulius lacrymans) riecht ebenfalls sehr widerlich und wirkt durch seine Ausdünstung auf die Gesundheit der Bewohner nachteilig. Wahrschafst elckhaft riecht der sehr giftige Speiteufel (Russula emetica), der zur Gruppe der Täublinge gehört und im Herbst stellenweise oft in unübersehbaren Mengen erscheint. Der meist rote, auch bräunlich-gelbliche Hut ist absteifend; das weiße Fleisch ist unter der Haut rötlich. Uebrigens erzeugen viele Schwämme riechende flüchtige Stoffe, die den eigentümlichen Geruch bedingen, der vielen Pilzen

zukommt und der bald ein angenehmer Duft, wie bei vielen ehbaren Schwämmen, bald ein widriger Geruch, wie bei vielen giftigen Schwämmen, der Geruch nach Heringstale bei *Tilletia caries*, der Modergeruch bei Schimmelpilzen, bald ein entsetzlicher Gestank wie bei *Phallus impudicus* ist.

Einige Bäume Ostafrikas, die hierher gehören, werden in U. C. von der Dedens Prachtwerk „Reisen in Ostafrika“ erwähnt. Auf den Märkten und Straßen von Sansibar gewahrt man häufig neben der köstlichen Mango gelbe, über und über mit Faden und Stacheln besetzte, widerlich riechende Früchte von der Größe unserer Riesenlürbisse: Jackfrüchte, von *Artocarpus integrifolia*, eine Lieblingspeise der Eingeborenen. Der wunderbare Baum, der sie reift, übertrifft unsere Eiche an Größe. Er zählt zu der Familie der brotfruchtartigen und maulbeerartigen Pflanzen. Sie umfaßt den berühmten javanischen Baum, der das Uhasgift liefert (*Autiaris toxicaria*) und dessen Milchsaft, sobald er mit der Haut in Berührung kommt, große Blasen, selbst Geschwüre erzeugt, den heiligen Feigenbaum, den echten Brotbaum und die gemeine Feige.

Alle Teile des Jackbaumes enthalten einen klebrigen, etwas milchigen Saft, der die Finger in unangenehmer Weise zusammenkittet, wenn man Zweige oder Blätter bricht, oder die Kleider beschmutzt, wenn man sich aus Unachtsamkeit gegen den Stamm lehnt. Dieser ist gerade, sein Wipfel so dicht, daß kein Sonnenstrahl durchdringen kann. Die Blätter sind vielgestaltig: in der Jugend tief eingeschnitten, drei- oder fünfklappig, an Gestalt den Blüten der Risten ähnlich, nur von bedeutenderer Größe. Die gelblichgrünen, stumpfen und dicken männlichen Blütenlähden von höchstens Fingerlänge sitzen am Ende der kleinen Zweige, die weiblichen bei jungen Bäumen an den Zweigen, bei solchen von mittlerem Alter am Stamme, bei alten an den Wurzeln. Aus ihnen entwickelt sich die länglich-runde, hart-rindige, mit Warzen, Höckern, Pappen usw. bedeckte Frucht, die bisweilen das fast unglaubliche Gewicht von 50 Kilo erreichen soll. Ihr ziemlich festes Fleisch soll nahrhaft sein und einen angenehmen, zuckerigen Geschmack haben, bestit aber einen abscheulichen Geruch, der sich noch steigert, wenn es nicht mehr ganz frisch ist.

Der Jackfrucht ähnelt die Frucht des indischen Zibetbaumes, die Durio- oder Stinkfrucht in hohem Grade, sowohl im äußeren Ansehen, wie in ihren Eigenschaften. Der in Ostindien heimische, jetzt allgemein kultivierte Baum hat die Gestalt und Größe eines Birnbaumes. Seine Blätter sind denen des Kirschbaumes ähnlich, aber ganzrandig und unterseits schilferig beschuppt. Auch die ziemlich großen und gelblichweißen Blüten sind mit starren Schuppen dicht bedeckt. Die Frucht hat die Größe einer Melone oder eines Kürbis, ist eine mit starken Stacheln besetzte Kapsel, riecht nach Schwefelwasserstoff, enthält freilich ein sehr wohlriechendes Fruchtfleisch, das würzig und kräftig wie tierischer Nahrungsmittel schmeckt und zugleich kühl und säuerlich wie Obst ist. Es verbreitet aber einen derartigen widerlichen Geruch, daß der Ungewöhnliche davonläuft — weshalb die Deutschen in Singapur „Durienkränzchen“ feiern, um reihenweis nur ein Haus mit den Früchten zu verpfeifen.

Während die Laubblätter der Eumbulstaude, eines Dolbenblütlers, dessen Wurzel vor etwa acht Jahrzehnten gegen die Cholera in Rußland angewendet wurde, nach Moschus riecht (*Moschuswurzel*), der Wurzel des Koranders (*Coriandrum sativum*) ein abscheuliches anwiderlicher Wanzenduft entströmt und das Kraut des geselkten Schielings (*Conium maculatum*) einen abstoßenden Mäuseduft besitzt, locken doch die Blüten dieser drei Doldengewächse mit ihrem zarten Honigduft manches Insekten zu Mahle.

Der Sonderbarkeit wegen sei noch zweier Gerüche gedacht, die zwar an und für sich keine unangenehmen sind, deren Antreffen bei Pflanzen jedoch befremden muß. Wir meinen: Das östliche *Ostrum parqui* und unser Voretsch, *Borago officinalis*, der auch Gurkenkraut heißt, wegen des Geschmades der fein zerschnittenen jungen Blätter, die dem Salat beigegeben werden. *Ostrum* ist eine Solanee, die bei uns an Töpfen gezogen wird, weil die Blätter beim Reiben wie frischer Kalbsbraten riechen und aus welchem Grunde die Kartoffelverwandte — Kalbsbraten heißt. Indes: „Das Natürliche ist nicht schändlich“ . . . C. Schenling.

Kleines feuilletton.

Das Marmarameer. Die Städte und Dörfer am Marmarameer, die jetzt wieder von einem schweren Erdbeben heimgejucht wurden, sind gerade mit Rücksicht auf derartige Katastrophen, die sich in früheren Jahrhunderten häufiger ereigneten, fast durchweg aus hölzernem Material gebaut. Das gilt von der volkreichen Millionenstadt Konstantinopel ebenso wie von dem kleinsten an den felsigen Gestaden des blauen Meeres gelegenen Dörfern.

Mermer-Denisi, so heißt das Marmarameer bei den Türken, ist die Propontis der Griechen. Es ist ein Binnenmeer zwischen Europa und Asien und reguliert die Wasserengen, die das reichlich von Zuflüssen gespeiste Schwarze Meer unaufhörlich nach dem Mittelmeer abgibt. Seinen jetzigen Namen hat es von der Insel Marmara, die darin liegt und im Altertum *Prokonnesos* hieß. Noch heute ist sie reich an dem Gestein, das ihr den Namen gab, an Marmor; außerdem liefert sie viel Wein, Getreide und Öl nach der

Hauptstadt. 12 000 Menschen, meist Griechen, bewohnen sie in reichen Dörfern. Wichtiger als diese Insel sind aber heutzutage die berühmten *Prinzeninseln*. Sie liegen auf der asiatischen Seite und sind von Konstantinopel in drei- bis vierstündiger Fahrt zu erreichen, in einer Fahrt, die auf unglaublich veralteten und veräuferten Dampfmaschinen vor sich geht, — wenn man überhaupt das Glück hat, auf einen solchen zu gelangen; denn der sogenannte „Fahrplan“, der existiert, scheint nur dazu vorhanden zu sein, um anzuzeigen, zu welchen Zeiten die Schiffe ganz gewiß nicht abgehen.

Trotzdem ist der Verkehr zwischen der Hauptstadt und den Inseln im Frühjahr und Sommer sehr groß. Nachdem die Dampfer mit unsäglichem, aber immer gleichen Schwierigkeiten und unter ungeheurem Lärm der Schiffspeisen von der Neuen Brücke abgestoßen sind, entfalten sich auf dem Verdeck bunte bewegte Bilder. Türken, Griechen, Levantiner, Perser, Armenier wimmeln durcheinander; Europäer sitzen dazwischen, alle Sprachen des vorderen Orients und Europas werden laut. In einer Ecke oder auch unten im Salon schwärmt ein Harem durcheinander wie eine Entenschar; dichtverschleiert sind die Frauen, die sich zu ihren Männern nach einem der Luftkurorte auf den Inseln begeben; der völligen Sicherheit halber sind ihnen schwarze Eunuchen als Wächter und Reismarschälle zugefellt. Immer weiter entfernt sich das Schiff von Konstantinopel, das mit seinen amphitheatralisch aufgebauten Häusern, seinen zahllosen weißen Palästen, seinen Kuppeln und Minaretts allmählich in seinen Rebel versinkt. Aus dem tiefen Blau des Wassers — sein anderes Meer hat diese Bläue — tauchen endlich nacheinander die roten Küsten der Inseln auf. Ein seltsames Bild: die roten Inseln und Inselchen mitten im Blau der Wellen. Ihre Farbe haben sie von der roten und braunen kupferreichen Erde. Manche von ihnen sind mit hellgrünen Kieferwäldern bis zur Höhe hinauf bedeckt, wodurch das Farbenspiel noch gesteigert wird. „Prinzeninseln“ heißen sie seit byzantinischer Zeit, weil damals in Unnade gefallene Prinzen, Prinzessinnen und Kaiserinnen dorthin in die Klöster verbannt wurden. Von diesem Geschick waren aber auch entthronte Kaiser nicht ausgeschlossen, die man, gebendet und ihrer Prachtgewänder beraubt, hierher führte. *Proti*, *Antigoni*, *Chalki* und *Prinkipo* sind die größten Inseln, deren letztgenannte einer der vornehmsten Kurorte Kleasiens ist. Hier haben viele Weis und Paschas der Hauptstadt in alttürkischem Stil gebaute Villen und Paläste mit Gärten, die vom Meer bespült werden. Auf der Höhe des Eilands dagegen liegen in wunderbarer Einsamkeit einige griechische Klöster mit alten auf Goldgrund gemalten byzantinischen Heiligenbildern. Hier weht ständig die herbe Luft der See und von den grünen Kiefern wird süßer Duft heraufgetragen.

Eine der kleineren Inseln der Marmarameeres, *Ogia*, die von Konstantinopel aus deutlich sichtbar ist, hat kurz nach der Revolution eine eigentümliche Rolle gespielt. Hierher hat man in ganzen Schiffsladungen die Straßenhunde gebracht, von denen die Hauptstadt gefäubert werden sollte. Da der Koran verbietet, Tiere direkt zu töten, wollte man sie indirekt beseitigen, und zwar durch den Tod des Verhungerns. Es spielten sich entsetzliche Szenen unter ihnen ab; die neuankommenden wurden von den vor Hunger rasenden bereits ausgefressen angefallen; nach vierzehn Tagen wehte ein furchtbarer Pesthauch hinüber zur Hauptstadt, und jetzt ist diese Insel mit Gebeinen überjät . . .

Politisch und strategisch am wichtigsten war und ist der östliche — europäische — Teil des Marmarameeres, an dessen Küsten das Erdbeben am schlimmsten geherrscht hat. Byzantinische Mauern und Ruinen ziehen sich dort am Gestade hin, alte Römerbrücken überspannen Buchten. Auf Vorgebirgen und an Häfen liegen Ansiedlungen wie die Stadt *Rodos* (türkisch *Tefirdagh*) mit 20 000 meist griechischen Einwohnern; auf sie folgt — schon an der Mündung der Dardanellen ins Marmarameer gelegen — die Stadt *Gallipoli* mit makedonischer, auf einer Klippe ragendem Leuchtturm. Hier beginnen auch die Dardanellenbefestigungen, vor denen die italienische Flotte lauert.

Literarisches.

Wilhelm Wundt, Zur Psychologie und Ethik. Herausgegeben von Dr. Benzel. (Leipzig, Reclam.) Die aus Wundtschen Werken erwählten zehn Abschnitte sollten wohl nach Ansicht des Herausgebers ein Bild von dem Schaffen des Leipziger Psychologen geben. So verdienstvoll an sich dieser Plan wäre, so verfehlt ist die getroffene Auswahl. Die Fragen über ethische Fragen geben nichts von der für Wundt typischen psychologischen Problemstellung; sie bilden in ihrer Zufälligkeit höchstens Belege für die Befangenheit Wundts in bürgerlichen Moralanschauungen. — Völkerpsychologische Fragen behandeln zwei Abschnitte über das Märchen und den Ursprung der Sprache. Hier ist die Auswahl besser; speziell die Lektüre des Sprachenartikels, der eine treffende Kritik der Hypothesen über den Ursprung der Sprachen enthält, ist zu empfehlen. — Eine Einführung in die Forschungen Wundts über Individualpsychologie gibt leider nur ein Abschnitt über die „Aufgaben der experimentellen Psychologie“. Dieser 1882 zuerst erschienene Aufsatz greift in frischer, klarer Sprache die spekulative Psychologie an und erörtert die Bedeutung des Experiments für die Erkenntnis der seelischen Erscheinungen. Sein Abdruck verjöhnt einigermaßen mit dem populären Büchlein. C. W.